

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1925**

143 (24.6.1925) Die Mußestunde

Sagen Sie nur nicht, er übertreibe. Das ist die ewige Ausrede der Menschlichen, die sagen, daß sie der Wucht eines Wertes nicht gewachsen sind; der Bequemem, die das Wort Krieg schon in ihrer Bebaulichkeit föhrt.

Man kann denn Krieg gar nicht übertreiben. Man kann seinen ganzen Schrecken nicht einmal mehr fassen, begreifen, selbst wenn man ihn am eigenen Leibe verspürt. Vor der Größe, der Wucht dieses Erlebnisses verliert unsere Vernunft. Die Seele vermag ihn nicht zu umspannen und zerbricht wie eine Waage unter dieser unabweerlichen Ueberbelastung. Mit dem Krieg ergeht es uns wie mit den astronomischen Begriffen: Man mag sich tausendmal vorlesen, ein Stern braucht Lichtjahrhunderte, um das Weltall zu durchreisen. . . . die Augen aufreißen vor dem Gemimmel der Nullen hinter den Ziffern, die da Entfernungen oder Mengen von Sternen bedeuten. . . . Diese Formeln bestehen stumpf und erwecken keinerlei Vorstellung. Genau so, nämlich fast abstrakt, wird ewig der Krieg auf unsere Sinne, unsere Vorstellungskraft wirken. Denn was soll ich mir unter der Tatsache denken, daß im letzten Kriege fünfzehn Millionen Männer getötet wurden? Vor solcher Wirklichkeit verbricht der schwache menschliche Verstand.

Und erst der Schrecken der Todesqualen, der grauenhaften Verdunstungen! Welche Gestalt nahm da der Tod an, graulich, voll unfaßbarer Barbarei, als er auf die Männer losgelassen ward, die „dabei waren“ und nun wie Würmer in der Erde sich wendeln und wie Wabstümpfe gegen die Gräber stürzten! Da wird nicht mehr mit Weiz und Schmetz gekämpft. Unförmige Brocken gesagten Eisens, Gas, Feuer, Gift. . . . das sind heute die Waffen. Fortschritt der Wissenschaft und Technik, höllische Erfindungen, verrückte Entdeckungen spielten mit den Leibern der Armen, die zerquetscht, verschüttet, von Bomben zerrissen, von Tanks zermalt, von Flammen überschüttet wurden. . . . gesunde Leiber, in denen ein Hirn dachte, ein Herz schlug! Das ist kein Angsttraum, sondern die Wahrheit. Hätte ein Mensch all die wüsten Gräber durchwandert, ohne vor Erschöpfung umzukommen, in denen länger als vier Jahre die Heere begraben einander gegenüberlagen. . . . hätte er sich Schritt für Schritt durch dieses Meer von Fäulnis hindurchgearbeitet. . . . unter den Leichen andere und weiter tiefer wieder nur noch Leichen gefunden: sein Erlebnis wäre tausendfach grauenhafter, unfaßbarer noch als diese tragische Reihe von Bildern, die Otto Dix vor uns entrollt. Auch er müßte gestehen, daß dieser Künstler im rechten Augenblick erschien, um uns aufzurütteln mit diesen Szenen aus dem Kriege.

Als Andreas Laktos Buch „Menschen im Kriege“ erschien, hieß es auch, daß hier Fieber und Grauen die Grenzen der Wirklichkeit sprengten und das Werk dieses genialen Dichters, Literatur eines Geisteskranken sei. Aber Laktos gab selbst in seinem Buche die richtige Antwort: Angefichts der Verbrechen des modernen Krieges erscheinen die Wabstümpfe vermindert.

Sa, es ist eine gute, eine segensreiche Tat, wenn ein begabter und ehrlicher Mensch vor aller Augen dem Schrecken makt, wie er war. Wie immer man das Problem des Krieges dreht u. wendet, eines steht fest und es gibt kein Argument gegen diese Tatsache: wenn die Menschen wüßten. . . sie würden nie wieder anfangen! Dummheit und. . . was aufs gleiche hinausläuft, Vergesslichkeit sind hier Sünde und Verbrechen. Ein Verbrechen auch dieses fändige Zeugnens und Ausweichen. . . . Ach, reden wir nicht mehr von diesen Greueln! Dieses Schweigen würde nichts anderes bewirken, als daß die Ereignisse sich wiederholen. . . . wenn es noch möglich wäre, nicht mehr von ihnen zu sprechen, heute, da die Aufmerksamkeit der Völker gewekt und geschärft ist. Und deshalb gebührt diesem Künstler alle Ehre, der die Greuel der Verwüstung zu einer schrecklichen Vision formte, die wir nie wieder veressen können.

Literatur

v. Beerfelde — Gewaltige Wirklichkeit. Soeben ist im Verlag „Friede durch Recht“ G. m. b. H., Wiesbaden, das erste Heft der Schriftenammlung „Gewaltige Wirklichkeit, Blätter der Wende menschlicher Geschichte“, aus der Feder des bekannten Hauptmann a. D. S. v. Beerfelde zum Preise von 0,75 Mark erschienen. Die Schrift enthält neues und wichtigstes Material zur Beurteilung der Kriegsschuldfrage, acht jedoch in ihrem Inhalt weit über den enen Rahmen der Schuldfrage hinaus und gibt einen Situationsbericht unserer geistigen und seelischen Not von weltanschaulicher Größe.

Warum die Flotte verjagte? Unter diesem Titel ist in Ernst Oldenburgs Verlag, Leipzig, als weitere Folge der von Karl Bette herausgegebenen Schriften zum

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Ged & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

deutschen Zusammenbruch 1918 ein von Kapitän a. S. a. D. H. P e r s i u s ersthenenes Heftchen erschienen, das wertvolles Material zur Beantwortung dieser Frage enthält. Wilhelm II. und Tirpitz tragen darnach die Hauptlast an dem Niedergang des Geistes in der deutschen Kriegsmarine. Persius Schriftchen, das nur 1 M kostet, wird allen denjenigen unserer Gewissen willkommen sein, welche sich in der bevorstehenden Landtagswahlaktion mit den Uebenbeuteleien der rechtsstehenden Parteien beschäftigen müssen. Gegen die Dolchstoßlegende bieten die von Persius zusammengetragenen einwandfreien Tatsachen eine wirksame Abwehrwaffe.

Rätsel

Wider-Rätsel



Auflösungen der Rätsel der Nummer der 25. Woche

Verwandlungsaufgabe: Stand, Weiche, Herde, Meile, Heine, Trumpf, Traum, Laube, Rente, Leber, Marine, Netz, Glocke = Schmetterling.

Schlimmer Wechsel: Haus — Da. Richtige Lösungen fanden ein: Irma Göbring, Anton Lauffe, Karlsruhe

Wiß und Humor

Duc de Rivernois, der sehr klein und schwächig war, wurde 1762 wegen der Friedenspräliminarien nach London geschickt. Sein Auftreten muß dort nicht gerade repräsentativ gewirkt haben, denn ein Witkbold prägte das Wort: „Frankreich habe nur die Präliminarien eines Mannes gesandt.“

„Wissen Sie,“ sagte jemand in Paris in einer Gesellschaft, „daß der Minister Thiers, da er wieder in den Privatstand zurückkehrt, Geschichte schreiben will?“ „Da tut er sehr recht daran,“ erbielt er zur Antwort, „als Minister hat er nur Fabeln gemacht.“

Ein junger Mann hat Talenrand um dessen Handschrift, um sie seiner Autographensammlung beizufügen. Der Diplomat ließ ihn lange auf Antwort warten. Endlich erbielt der junge Herr ein von dem Minister geschriebenes Blatt folgenden Inhalts: „Mein Herr haben Sie die Güte, morgen Mittag mein Gast zu sein; ich habe einige sehr wichtige Freunde eingeladen und möchte nicht gern der einzige Dummkopf sein.“ Seit diesem Tage soll der junge Sammler von niemand mehr eine Handschrift verlangt haben.

Der bekannte Minister und Diplomat Graf C. war einst beim französischen König in Ungnade gefallen und bis auf weiteres verbannt worden. Den Freunden und Bekannten, die ihn heuchlerisch ihr Mißleid bekundeten, sagte er mit Ruhe und Zuversicht: „Mit mir verfahren sie nicht anders, meine Freunde, als mit dem besten der Weine, dem Champagner!“ — Allgemeines Staunen — „Nun ja!“ sprach der Graf lächelnd, „nur bei besonderen Gelegenheiten braucht man ihn, den vornehmen und einsartigen!“ Bis dahin wird auch er — kaltgestellt.“

Wir entnehmen diese amüsanten Kleinigkeiten dem 18. Heft der „Großen Welt“. Es ist für 1,50 Rm. überall zu haben. Verlag: Leipziger Verlagsdruckerei G. m. b. H., vorm. Fischer und Kürsten, Leipzig, Johannisstraße 8.

Die Ruhestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

26. Woche

Karlsruhe, den 24. Juni

1925

Das Volk wird nicht ans Kreuz geschlagen!

Das Volk wird nicht ans Kreuz geschlagen! Es wird kein Christ mehr ans Kreuz geschlagen! Das Volk — wer wagt, ein Volk ans Kreuz zu schlagen! Man hält es in Gefängnissen fest, In engen Säulern, fern der Natur, Man verachtet es, man schlägt es, Aber — dein Herz, Volk, wuchs, ward groß, Nun erst bist du: der Mensch! Und die Phariseer, nicht mehr fest und sicher wie einst, Sie heßen da, möchten klügeln — Heil euch Armen! Euer Reich, euer Reichthum kommt! Auf dieser Erde noch! Hat denn der Menschensohn Mit König sein über Recht und Unrecht, Welt, Menschheit, Stolz der Erde, Erhebe dein Haupt, Wende heimlich und wehmüthvoll in die Weite — Du bist arettet! Arno Nabel.

(Aus „Heiliges Proletariat, fünf Bücher der Freiheit und Aebte“. Verlag Ostler Wöhrle, Konstanz.)

Warum hat der Militarismus Gewalt?

Von Unruh.

„Sie fragen mich, warum in unserer Welt nur die Lubendorffs Gewalt haben? — Weil sie der Krieg sind! Denn hätten sie in ihrer Brust auch nur einen friedlichen Zug, ihre Macht wäre vorbei! Ein Schlächter, den das flehende Auge des Kälbchens rührt, kann es nicht schlachten. Er wird im Umkreis von Dorf und Stadt erst dann der gewaltigste Metzger sein, wenn er von Morgen zu Abend den ganzen technischen Apparat des Schlachtens so beherrscht, daß er jeden Winkel seiner Existenz so ausfüllt, daß er nicht anders kann, als fiest er irgendetwas ein Kind, sofort und ohne zu Ueberlegen denkt: wie würde ich es am besten schlachten? Und fänge die süßeste Nachtigall, er darf sie nicht hören! hört er sie — ist er verloren!“

Lubendorff wurde in der gleichen Kadettenanstalt erzogen wie ich. Auf Stube 78 glaube ich. In Plön, wo ich elf Jahre meines Lebens im Zuchtbaus verbrachte. Daher kenne ich die Quellen seiner Macht. Wir wurden erzogen zum Kriege. Als ich angefichts der sinkenden Sonne einmal als neunjähriger Knabe begeistert zu meinem Militärgouverneur kreist. Der Tenor der Strafe lautete: Wunder schön! Solche Mädchenpensionatsausbrüche verbitte er sich bei einem angehenden Soldaten. Sparta war das Vorbild, Blutspinnen die Mabruna. Zwischen die Flügel der Sebnucht stellte man dem Jungen Jägling keine Sentimentalitäten. Sung Siegfried? Nein, nicht einmal diesen schlanken Knaben mit dem febernden Schwert, der die Stimme der Vögel verstand, das wäre zu viel Romantik gewesen! Der Mann ohne Herz wurde das Ziel

unserer Sebnucht. Jedes Gefühl abtöten können — wer darin Meister war, dem versprach die Erziehung den Lorbeer des Feldherrn. Prügel und einfache Kost härteten die sich bäumende Seele von Jahr zu Jahr ab, wie die Klosterzelle den Jesuiten, nur ohne den Vortheil katholischer Bildung. Schlüßlich, sachlich, dumm, preußisch, so wuchsen wir auf.

Ein preußischer Prinz ließ sich nach der Hochzeit, kaum angekommen auf seinem Lustschloßchen, telegraphisch die Uniformtafeln der preußischen Grenadiere als Text für die Hüttenwachen nachsenden. Wurde dann der erste Sohn geboren, so hieß es stolz: des Königs jüngster Neffe! Eine Einrichtung, behaglich, wohnlich wie hier — war nicht gebildet. Mein Vater noch lehrte mich: ein preußischer Offizier soll nicht mehr besitzen, als er auf einer Schubkarre fortfahren kann. Leuchtenden Blicks erzählte er gern, wie Kaiser Friedrich in seine Kasernenwohnung kam und ihm die Hand gab: „einfacher kann es ein preußischer Offizier nicht haben“. Damals war mein Vater Hauptmann nach drei siegreichen Feldzügen. Er besaß ein Cello, ein Eisenbett, eine Büchertiste, in der Shakespeares und Homers Werke waren, ein Thermometer und auf der Kiste ein blechernes Waschbecken. Und was war der Sinn dieses Martoriens? Die Menschenliebe, der Friede? Ganz im Gegenteil: der K r i e g! Das war auf unseren Säbeln die Devise: Kämpfe den Krieg! Nun frage ich Sie: Gibt es auf der ganzen Welt einen Menschen, der sich von Kindesbeinen an auf etwas rüstet — und dann nicht selig ist, wenn endlich die Erfüllungstunde schlägt? Ein Künstler, der zwanzig Jahre in den Konservatorien und mühsamen Einseitstunden studiert, hebt er nicht dem Kampenlicht entgegen, das endlich sein gedrücktes und gemeißeltes Talent vor das Auge der Öffentlichkeit bringt, vor dem er sich dann ausleben darf in allen seinen Dämonien, unter der Maske der Kunst? Und wir sollten einen Lubendorff unbereitlich finden, weil er dem Krieg entgegenbebt, in dem er unter der Maske des Vaterlandes seinen Ehrgeiz, seine schrankenlosen Dämonien ausleben darf?

Warum Lubendorff Gewalt hat? — Weil wir alle in uns das Gute nicht schrankenlos ausleben, darum hat er Gewalt. Weil wir aut sein möchten, ich betone: m ö c h t e n! Weil wir den Frieden w ü n s c h e n, weil wir ihn e r h ö p f e n! Wärten wir gut, wären wir der Friede, dann hätten wir die gleiche Maske und Gewalt! Ehe wir nicht der Friede sind — wie Lubendorff der Krieg —, eher wird der Friede nicht Herr über den Krieg. Soldaten des Friedens müssen wir sein, Träumer des Friedens! Kämpfer, nicht Literaten und Pazifisten des Friedens! Als Lubendorff beide Söhne an der Westfront abgeschossen wurden, war er mittags in Charleville Gast des Kaisers. Keine Träne rann über seine Wangen. Sachlich machte er seine Meldungen. Es wäre ungerrecht zu behaupten, er hätte sie nicht geliebt, seine Söhne. Aber als Wilhelm 2. sein Sektglas erhob und sagte: „Erzellen, Ihre beiden Söhne!“ da stand der General auf ohne mit einer Muskel zu zucken und schüttelte das volle Glas Sekt wie in den Mund einer Marmorfigur. — Wollen Sie noch mehr Erklärungen? Wo ist der Pazifist, der auch nur eine seiner Leidenschaften: Ehrgeiz, Eitelkeit oder Ausschweifung, so gebändig hat, so aufgelöst hat im Frieden wie dieser Soldat im Kriege? Nennen Sie ihn mir! Herr Gérard, Sie haben gemettert, geklucht und gefragt: was tue ich? Ich bin müde, ich bin matt! Lubendorff flucht nicht, er wektert nicht, er ist nicht matt und nicht müde — Lubendorff ist! Die Stunden seiner Nacht und des Tages sind beladen, sind erfüllt und geladen mit der Arbeit für den Frieden?“

Opfergang

Bruchstücke aus dem gleichnamigen Werk von Fritz von Unruh.

Werner beobachtete durch ein kleines Fenster, wie sich die Kompanie versammelte. Weiße Armbinden wurden ausgesetzt. Die Zugführer meldeten. Der Wirt ließ Richtung nehmen und dann wartete man. — „Was soll ich sagen? Soll ich sie betrogen und noch nicht nennen, worum es sich handelt?“ Während er die Generalstabstärken fallende schaute er auf seine Mannschaften. — „Was geht Euch die große Lage an? Was Ihr wissen müßt, hat damit nichts zu schaffen. Sterben sollt Ihr! Euer Blut hergeben, dieses Blut, das uns die Adern erwärmt. Sterben sollen wir! — Dieses Urteil habe ich Euch jetzt zu verkünden. Es ist nicht leicht, so vielen frischen Jüngens zu befehlen: Herd! Wölfer! wecket Ihr trocen. Was soll ich antworten? Soll ich wie ein Feldherr behaupten: Werdun hätte Eueren Jüngern Blute die Wage? Ein Stück Land, eine Festung! Wer wollte das beschwören! Rein, laßt uns christlich miteinander sein. Uns geht kein Kartentaplan etwas an, kein Blau und Rot. Unsere Aufgabe ist simpel. Sie Euch auseinanderzusetzen, das müßt mir die Rechte Sturmtruppe! Noch reden darüber! Sturmtruppe!“ Er schaltete sich den Leibriemen um und ging zur Tür. „Scheide ich recht? Wäre nicht vielen unter Euch mehr gerührt, wenn ich das letzte unausgesprochen ließe? Ist es nicht früh genug, wenn Tod es Euch laßt?“ Als er berausam, ließ er die Kompanie im Halbkreis um sich treten. „Jüngens, ich will keine lange Rede halten. Wenn uns jemand den Hals abschnürt, daß wir keine Luft mehr bekommen, so wehren wir uns, denn Luft braucht der Mensch zum Atmen. Luft braucht auch ein Volk, um leben zu können. Was ich meine, wißt Ihr's?“ Treue Augen hinauf fragend, wissend, ahnend an seinen Lippen. Werner senkte die Stirn und er kam sich jämmerlich vor. Wüstlich warf er den Kopf hoch und straffte sich. „Männer, wir areiten an!“ Wie ein Schwefelstang der Sas über die Köpfe. „Und was?“ „Eißiges Schwelgen. Aus' in Aus' blieb der Hauptmann mit seiner Kompanie! „Was Euch beweagt, fühle ich. Sturmkompanie! Wollen wir unsere Waffen führen?“ — Ein „Ja“ des Trommlers floß auf; ein zweites folgte und ein drittes, und bald rief die ganze Kompanie, daß es durch die Räume drang: „Das wollen wir!“ — Werners Herz klopfte so, daß er innerlich mittelst „wegtreten“ kommandierte und in sein Zimmer zurück lief. Immer noch hand die Kompanie da. Schließlich befiel der Wirt nochmals „wegtreten“. Die Soldaten gingen auseinander. . . .

Jeder war auf seinem Posten. Am großen Minenfeld stimmte die Sündschaur. Antreffende glähten von Augen. . . . Der Hauptmann hob „11 Uhr“ — den Arm, aber das Minenfeld explodierte nicht. Er wartete von 11 Uhr 1 bis 11 Uhr 2, bis 11 Uhr 3. — von Nachbarschritten klana Garm vorgehender Kompanien kam — ihm rann Schweiß übers Kinn. Das Minenfeld explodierte nicht. Ueber jene Fläche, die unter ihnen jeden Augenblick befehen konnte, mußte er vor. Eißige Gut überkam ihn, als er dem Sturme Zeichen gab. — Hillbrand kletterte, in geschwunnenem Arm eine Art, aus dem Graben. Draußen knies, vom ersten Geschobhobel, der am Grabenrande suchte, unberührt, bewegte er sich an den Feind. Hinter ihm schreitend, in fürchterlicher Ruhe, seine Soldaten. Gedanken, Gefühle festeten aus. Wilde Todesangst wandelte alle Leiber in rasende Instinkte der Selbsterhaltung. Einziger Trieb zwang ihre Leiber vor und rüß sie vorwärts. Sturmbelme mochten unter dem Geißt dahin wie schwarze Tiefen. Nur weiße Binden an Tod schleudernden und sinkenden Armen trugen Glicht und helles Jauchzen in finstern, wortlosen Angriff. . . .

Aber als er seine Kameraden wieder sah, abgesehrte Männer, denen der Tambour Essen in die Kochgeschirre füllte, da wurde ihm heiß in der Walle. Einer botte, furchtbare Augen rollend, am Boden und schloß seine schmutzverkrusteten Hände zur Faust. Dann spreizte er die Finger wie gefährliche Krallen und schloß sie wieder zur Faust. Wirs wuß ihm aus. Der aber fuhr fort, Finger zu spreizen, zu ballen, zu ballen, zu spreizen. Eines Volkes Faust. Die Luft wurde rot um sie. Der Kopf duckte sich unter eine Bank.

Beide Generale kamen vorbei: „Was macht Ihr hier?“ Keine Antwort. „Wohin wollt Ihr?“ Und der Kommandierende ließ einen an. Preis, der Kochgeschirre am Stod aufreichte, brammte: „Weiß der Kaduk!“ Der General schaute von ihrer Gruppe: „Wie geht's Dir, mein Junge?“ Frante er dann den Blaffen, der nach immer die Prüffe ballte. — „Leß mich, . . .“ war dessen Antwort. Der General überhörte es und klopfte einem andern schon auf die Schulter: „Habt Ihr

Werdun schon gesehen?“ „Das ist von unten nicht möglich!“ „Dann macht daß Ihr auf die Berge kommt!“ — Im Weitergehen sah der Divisionstommandeur in den Schnee: „Fünf Tage leben sie im Gefecht! . . .“ „Eßt im Gefecht!“ „Eßt? Erzellen?“ Und er blieb stehen. „Zwölf Stunden Ruhe, das wir unsere Verbände in Ordnung bringen.“ „Keine Minute. Den toten Punkt kennt jeder Schwimmer, wenn sich, seine verzagend, der Krampf einstellt. Da heißt es: wätere oder ertrinken.“ Er schlug mit dem Stod an seine Gamaschen: „Verflucht, wer rückwärts sieht!“ und wies auf die weihen Höhen ringsum, „an die Fortsette müssen wir ran!“

Wirs froch aus seinem Versteck und erlebte die Mitternacht. Wie ein ruznliches Gesicht glühte sein Kessel. Eines Kameraden Bein, dessen nasse Stiefel zischen, daß sich die Brandspöhe krümmte, rüchte er feuerefern und ruzchte selbst höher auf eine Tonne hinauf. Berg Beaumont stierte in Geschüßfeuer. „Arme Zeitgenossen“, und er sah durch sein Glas in den Kesselstumpf. Der Goldstern glänzte wie Sonne im Sandsturm. Ein weltentzelter Magen bildete sich. Sallia stand das Wort Gottes um ihn. Wölfer stömten ewig dekranzend, bis blöcklich Schwertler von Millionen aufblühten, und dann verzogen sich alle Mundgebilde in Nacht. „Wäre ich Bbaroo, siehe ich Traumdeuter kommen und spräche: „Was bedeutet jener Magen, um den Millionen Schwertler kämpfen? Wir will das Bild dieses Kampfes nicht aus dem Kopf.“

Werner wart die letzte rauchende Hülse aus dem Kammerstschloß. Der zweite Gegenangriff war abgeschlagen. Seine Kompanie arab sich aus Granatrichtern eine Art Graben. „Kann kann der Trommler wieder da sein?“ — „Kam vor einer halben Stunde“, antwortete Clemens. „Der Hauptmann hielt die Hand vors Gesicht, dann reichte er einem Durststöhnenden Urin, da es kein Wasser gab. Wer schwererwundet war, starb. Die andern mußten aufleben, wie sie fort kamen. — „Ich schide noch einen Hinterer.“ „Das hat keinen Sinn, Hauptmann.“ Werner wußte das Dunkel seines Glases lauder: „Sören Sie etwas?“ „Sowohl, Hauptmann.“ „Kampvernde Spaten und Schanzzeug uns gegenüber.“ „Hinter den Blockhäusern wichernde Pferde und Artillerie.“ „Es herieten sich Dinge vor; Clemens, wenn es keine Verärkungen gäbe.“ — Der Lehrer schmwes, aber rechts und links, mocht Werner sah glänzte ihm Treue aus einseitigen Nanzen seiner Leute entgegen wie Sterne einem Bewusstlosen. Das arietete sich her. Wie ein Wörder kam er sich vor. Nach der Kugel schenke er sich, die ihm die Nacht seiner Gedanken mit dem Hirn verschmettete.

Clemens ließ Werners Leib zur Grabenspöhe fallen und übernahm das Kommando. „Schlagt mich tot! Schlagt mich tot!“ brüllte etwas, das keiner Menschentimme mehr alich. Der Lehrer hörte es nicht, und als der Trommler gelauten kam: „dem Wirt sind beide Augen verschossen.“ befahl er ihm, auf seinen Posten zu gehen. Er aber froch allein auf die Erde vor. — Leuchtlugeln verzöchten im Dunkel der Schlucht. Hinter sich ließ er das Wimmern. Daß es Klage und Schmerz war, wußte er wohl, aber sein Kinn blieb finnenhart. Seine Faust Wille.

Es klopfte. Der Kommandierende rief: „Herein!“ „Der Chef des Feldheeres.“ Gleich darauf traten Generale und Generalstabsoffiziere ein. Der Kommandierende hand auf. Sie begrüßten sich. „Wie weit?“ fragte der Chef. „Am gleichen Fled, Erzellen“, antwortete der Kommandierende. Der Chef laute am Schnurrbart: „Wieso?“ „Die Leute können nicht mehr“, er nahm eine Mappe vom Tisch, „hier die Personmeldungen.“ Der Chef überfog sie und wart sie, „ist doch selbstverständlich, daß wir Verluste haben.“ — ins Zimmer: „erwarte bei Arras die Engländer. Kann doch nicht alles Material hier verbultern! Wir müssen's schaffen mit diesem Korps. Abaana 400 000? Sowie habe ich gesehmt.“ Der Kommandierende entsagete: „Noch sechs Korps, Erzellen, und Werdun ist genommen.“ Der Chef zündete sich eine Zigarette an. „Sie sind alt geworden, General.“ „Ich halte mich an den ersten Grundtat des Reallements und die Prinzipien des großen Her, der laßt: „Ein Angriff mit unzureichenden Mitteln ist ein . . .“ „Denken Sie bitte darüber zu Hause nach.“ und der Chef wandte sich an einen Generalstabsoffizier seiner Umgebung: „Weichen Sie hier, bis die Karre wieder aus dem Dreck ist.“ Der Kommandierende suchte die Stuhllehne und sah die Offiziere an: „Meine Herren, wenn Sie nicht selber die Bestuna stürmen wollen, wird's nicht viel.“ . . . aber der Chef des Feldheeres arühte kurz und verließ mit seiner Umgebung das Zimmer. — Vor dem Kommandierenden lag der Angriffsbefehl für den kommenden Tag. „Wieder 600

leben! — Herein!“ Er äng zur Tür, „ist jemand da?“ Aber nur die Telefonapparate unten in den Generalstabszimmern summten. Da geräuschlich er plöcklich den Befehl und lief, unruhig angesetzt vom Donner aller Schlüchten, . . . der Kommandierende“, aus seinem Quartier über den Schnee, über die weiße Dämme stierend in die Nacht den Bergen zu.

Morgens kamen sie in Frankfurt an. Beideiden drängten sie sich unter den Bahnhofsballen durch Menschenmassen. Sie äng zu seiner Mutter, der Trommler besties eine Erstfrage: „Nun, junger Mann, wofür?“ „Geben Sie nicht mal raus?“ — „Ich komme daher!“ Wüstlich blieb der Blick des Herrn auf der ordensloseren Brust des Trommlers haften. Preis bemerkte es. „Wo haben Sie denn Ihre Schützenarabentolante?“ „Nur höchlich sein, wenn's jetzt Frühling gibt. Kenne das, was auch mal drauhen. Kamos lauber halte Ihr Euerer Säuschen. Wollen Sie eine Zigarette?“ Als er bemerkte, daß der Trommler bließ wurde, stiedte er sie wieder fort. „Wollen Sie uns nicht verraten, woher Sie kommen?“ fragte ein andrer über die Zeitung wea. „Von Werdun!“ Beide lachten: „Na, warum rüden Sie da denn nicht vor?“ „Weiß der Kaduk, meine Herren, da sind allerhand Maschinenwechler!“ — „So? Na, sehen die nicht fort aufhieben?“ „Nur doch höchlich langsam sein!“ — Preis wurde es grün vor den Augen.

Bekenntnis

Als dem ersten Abschnitt des Buches „Gefinnung“, erschienen aus dem ersten Abschnitt des Buches „Gefinnung“, erschienen in Badelreiterverlag.

Von Friedrich Franz von Unruh.

Das Korps stand damals in erbittertem Kampf um den Besitz der Korktoböhe. Im leichten Angriff war die beherrschende Kurve erobert worden. Aber dann kam der Rückschlag: Trommelfeuer und Gegenangriff. Tag und Nacht saßen Feuerwolken auf dem Gipfel des Berges. Verwundete, teils zu Fuß, teils auf Wagen und Bahren, krönten manausgefekt zur Stadt zurück. Sie haben verdummt, blutig und hierlich aus. Die Lage war kritisch. Schließlich, nicht unerwartet, brach der Feind durch. Das Bataillon, seit zwei Tagen alarmbereit, wurde eingesetzt. Der Leutnant, der auf die Höhe führte, war — je näher dem Feinde — erschossen und dicht vor der neuen Stellung nur im Kriechen passierbar. Als eine Granate krenierte, wurde mein Vordermann so geschleudert, daß sein noch erhaltener Kopf an der Grabenwand lehnte, während der offene Leib aus den Weg verperrte. Sein Gesicht sah verlesen aus, als ob er sein Unglück fühle. Es half nichts: wer nicht getroffen sein wollte, mußte hinüber-tretien. Vorwärtsstürmen war leicht gewesen. Doch dies? Ich verhärtete mich, „nur nichts denken, nichts fühlen!“ und schloß, looft es nur anging, die Augen. Angriff und Gegenwehr — Beschießung, Verluste — so vergingen die Tage. Unseere Kabrunn bestand, als die eiserne Kation aufgebracht war, aus etwas Brot und Zigaretten.

An einem Morgen — tolles Frühlicht lag auf den blauen Franzosenleibern — ruzchte ich, über Schlafende tretend, in dem klüftigen Graben aus, kralte mich, um nicht hinzuwallen, in der Grabenwand tief und ariff dabei in ein weiches Gemma. Es war ein offener Kopf. (Damals stellte man, um die Toten vor Bersekung zu hüten, die Leichen aufrecht in die Schulterwechler.) Ich hatte die Handfläche, die schmutzig und blutdränast waren, am Vortage abgetan. Nun klebte mir das Hirn an der Hand. Erst erigrad ich nur. Doch als ich am Abend mit den gleichen Händen mein Brot brechen mußte, überfiel es mich: man war ja ein Vieh!

Als die Abloßung kam, stießten uns einiae zu: „Schlagt Eure Offiziere tot! Dann hat die Sauerei mal ein Ende!“ Ich sann darüber. Truen wir dem die Schuld? War dieser Kampf nicht nötig um des Vaterlands willen?

Das Begräbnis meines gelassenen Bruders rief mich in Urloub. Wir wußten ja schon, daß laum einen Tagesmarsch hinter der Front die Etappe des Kampferlebnis zu selten Witen ausmünste, sich mit Orden behing und verfisherte: wir halten durch — und auf uns „arnes Frontschwein“ mit Verachtung herab. Doch daß auch die Heimat unteren Kampf nicht verstand, war eine bittere Entbedung. Das webe Gefühl, mit dem ihr der Frontsoldat gegenüberstand, ist von Berufenen geschildert worden. Das eitle Pathos, die Ueberheblichkeit, das Gefallen am Abenteuer, wofür das Wort „Vaterland“ nur den Vorwand gab, fanden zu dem, was vorne geflitten wurde, in anständem Widerspruch. Von Efel geigt sich ich zur Front. Meine Kompanie dort wußte, wofür wir kämpften. Nicht für die Unabkömmtigen, Kriegsgewinnler, nicht für die Witwen, die schon wieder zur Beirat

drängten, nein: um Mutter und Schwestern, Frau und Kind, unsern Schwarzwald mit den eben erblühenden Frühblumen vor dem Feind zu beschützen. Das war uns die Heimat.

Nach meiner Rückkehr begann die Schlacht, in der die Letztoböhe verloren ging. Unser Bataillon bei Carence wurde, da der Feind neben uns durchbrach, allmählich umzingelt. Es erhielt Befehl vom Generalkommando, sich bis zum letzten Mann zu behaupten. Am zweiten Tag ging das Brot, am Mittag des dritten die Munition auf die Neige. Jeder vierte Mann war verwundet.

In diesen Tagen brach in mir etwas auf, das mich erschreckte. Im Sohlmen, von der Beschießung verschont, troofie Goldstaub von Hefflischen und ein Weichhorn warf schneee Blüten nieder. Rechts glänzten die Sterne, im Schloßpark von Südes jannan die Kaditalien. Smar wurden die Blüten zertraten, die Bängel vielleicht von Raketen getroffen; aber hatten sie nicht, wenn sie starben, ihr Dasein erfüllt? Mich verwirrte das. Und als der Morgen mit wütendem Trommelfeuer begann, überkam mich zum ersten Male die Angst: sterben sollen, ob ich lebe? ich fühle, wie mein Lebensdrang sich empörte. Deshalb verlorde es mich, als sich die Kameraden vom Bataillon, eine Kompanie nach der andern, ergaben, ihrem Beispiel zu folgen. Zettel, die auch uns dazu mochten, gehen, Augen, die mir vertrauten — und fand mich wieder als Offizier.

Als auch der Bataillonsstab gefangen war, nahm die Kompanie mit der Front nach vorne, hinten und seitwärts die Berteiligung auf. Der Vorrat an Handgranaten war unberührt, für ein noch intalles Maschinengewehr Kühlung mit Urin vorgegeben. So blieb es möglich, bis zur Dunkelheit die Stellung zu halten. Dann allüde es — wir waren noch fünfzig Mann —, den Eintretungsring zu durchbrechen.

Der Rest des Regiments kam nun in Ruhestellung. Dort klärte sich, was mich bewegte. Ein Soldat, der vor mir niederbrach — „Schiden Sie mich heim! ich will arbeiten Tag und Nacht, nur nicht das!“ — gab mir ein groteskes Spiegebild, dem ausenden Horizont —, gab mir ein groteskes Spiegebild.

Als das Bataillon zur Abwehr eines feindlichen Angriffs in die Schanzengrabenlinie einruff, war mein Gemois am besten. Mit zusammengebehenen Fäbnen, ein „Democh“ im Beragen, gingen wir vor. Der Gegenstoß allüde. Erst die Beschießung, die folgte, brachte schwere Verluste. Ein Fährtrieb neben mir, der gerade aus der Heimat kam, wurde verwundet. Im Belgien zu halten, oder ein Vorbringen, dessen Bewohner zum Feind deserterten, hielt keiner hier aus; auch nicht für Ehre und Selbentum; joch Ziel mochte früher anigen, wo das Medusenankit der Wirklichkeit im Vor und Zurück der Bewegungstriene verschwand. Wir haben das blutende Auge, die verschmettete Hand, die serriffenen Eingeweide. Wir rochen den Eier und rochen die Fäulnis, und wenn uns die Qual der Verwundeten bis zum Irrsinn erreute. — es gab keine Flucht, nicht nach vorn, nicht nach hinten. Wir mußten sie miterleiden, aus der grauigsten Nade, Stunde um Stunde. Da verging uns die Luft, dieses Meherwert mit „wirtschaftlichem Gebot“, mit „Tapferkeit“ und „Ruhm“ maskierte.

Der Schutz des Vaterlandes blieb das einigste Ziel. Doch auch das kam ins Wanken. Ein gefangener Offizier verfisherte uns mit überzeugender Ehrlichkeit, er kämpfte nur, weil wir Frankreich bedrohten. Wer griff nun an — wer verteidigte? War das entfishbar? Würde nicht immer der Kämpfende sein Land für bedroht ansehen?

Vorwort zu dem Radierwerk von Otto Dix „Der Krieg“

Von Henri Barbusse.

Barbusse schrieb zu dem Radierwerk von Otto Dix „Der Krieg“ ein Vorwort, das soeben vom Verlag Karl Henschel, Berlin R 50 veröffentlicht wird. Es wird der Volksausgabe (2,40 M) in Buchform beigelegt und ist ein neuer Beweis dafür, daß die deutsche Kunst von heute beginnt, sich auch im Auslande Geltung zu verschaffen.

Durch den Ausfall der Präsidentschaft hat die Frage „Krieg oder Frieden?“ erneut aktuelle Bedeutung gewonnen und bei dem anerkannten künstlerischen Rang des Autors wie des Malers darf das Interesse weiter Kreise für den Ausschlag vorausgesetzt werden.

Der diese Bilder des Grauens sich aus Hirn und Herzen rüß und nun vor uns ausbreitet, stieg in den letzten Schlund des Krieges. Ein wahrhaft großer Künstler, unser brüderlicher Freund Otto Dix schuf hier in grellen Blüten die apokalyptische Hölle der Wirklichkeit!